

Die Zeitungszeitung

Nr. 36

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Kapitäne.

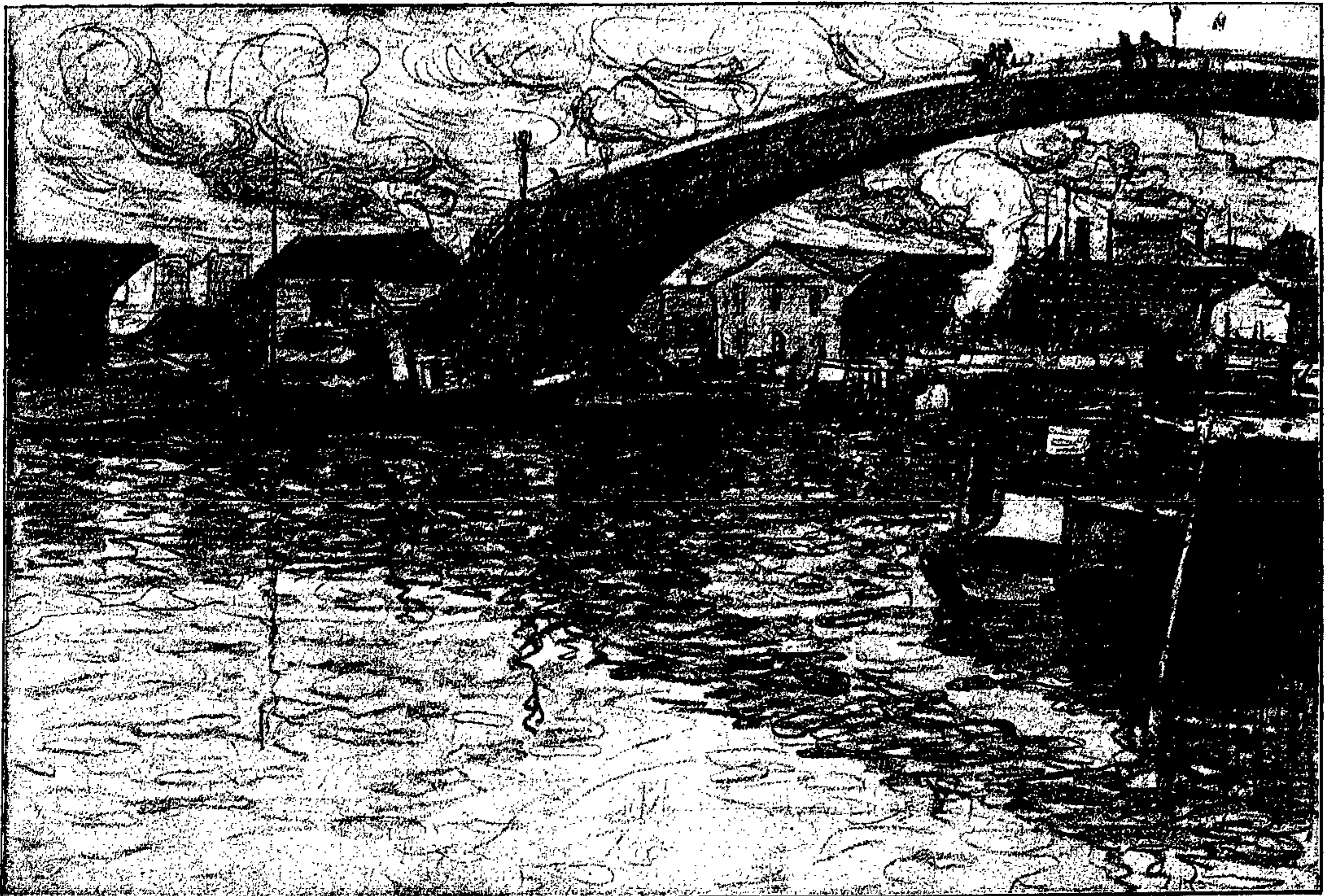
Humoristische Erzählung von W. W. Jacobs.

Jeder Seemann schimpft auf die See," sagte der Nachtwächter auf der Koje nachdenklich. „Es liegt in der menschlichen Natur zu schimpfen, und ich denk mir, sie schimpfen darüber und

gute Zeugnisse, daß es wenige gibt, die dafür in Frage kommen.

Einer, der jammers bannig auf die See schimpfte, war der alte Jürgen Woz — einer,

Er fragte uns jammers, was wohl mit ihm passieren würde, wenn er alt würde, und wenn wir ihn dann darauf hinwiesen, daß er höchst wahrscheinlich überhaupt nicht alt wer-



In der Nähe der Großstadt. Nach einer Zeichnung von Henri Doucet.

bleiben doch dabei, weil es nicht viel gibt, was sie sonst tun können. Es gibt nicht viele Posten an Land, wo ein Seemann zu taugen tut, und diejenigen, wo sie zu taugen würden — so wie zum Beispiel als Nachtwächter — erfordern solch

von dem ich Sie schon früher erzählt hab' — den anzuhören, wenn er loslegte, über die See zu schimpfen, nachdem daß er die Feuer von vier oder fünf Monaten in vierzehn Tagen verhalten hatte, war zum Götterbarmen.

den würde, wenn er sich nicht mehr in acht nehmen täte, wurde er fuchsteufelswild und gab uns alle möglichen Namen, die ihm auf die Zunge kamen. Einmal, als er mit Peter Schlichting und Sein Wulmeier an Land war, schien er sich die

Sache doch in den Kopf gesetzt zu haben. Er fing damit an, daß er vorsichtig mit sein Geld umging, anstatt es auszugeben, und drei Morgen hintereinander kaufte er sich 'ne Zeitung und las die Anzeigen, um zu sehen, ob da ein bequemer Posten zu vergeben wäre für einen kräftigen gutmütigen Menschen, der sich gern arbeiten möchte.

Er präsentierte sich wahrhaftig für einen Posten, und wenn sich noch neunundsiebzig andere Bewerber dagewesen wären, glaubte er doch immer, er hätte 'ne gute Chance gehabt, ihn zu kriegen. So aber war alles, was er kriegte, ein blaues Auge, weil er einen anderen gedrängt hatte, und ein oder zwei Tage war er so gekniet, daß er überhaupt kein Umgang für die anderen beiden war.

Drei oder vier Tage lang ging er für sich allein aus, und dann fingen Hein Wolmeier und Peter all mit eins an, 'ne große Veränderung an ihm wahrzunehmen. Er schien ganz fidel und glücklich geworden zu sein. Er gab ihnen höfliche Antworten, wenn sie mit ihm sprachen, und eines Nachts lag er in seinem Bett und piff Gassenhauer, bis Hein und Peter Schlichting wegen ihm aus'n Bett steigen mußten. Als er sich dann einen neuen Schlips und 'ne schneidige Mütze kaufte und sich zweimal an einem Tage wusch, fingen sie erst an, sich gegenseitig zu fragen, was los war, und dann fragten sie ihn. „Was?“ sagte Jürgen, „nix nich.“

„Er is verliebt,“ meinte Peter Schlichting. „Du lügst.“ Jürgen schrieb es, ohne sich umzudrehen.

„In seinem Alter is das 'ne böse Sache,“ sagte Hein.

Jürgen antwortete nix, aber er summelte noch jümmers 'rum, als wenn er noch was auf 'm Herzen hätte. Erst guckte er zum Fenster 'raus, dann summelte er 'ne Melodie, und schließlich sah er sie bannig wütend an und zog eine in Papier gewickelte Bahnbürste aus 'r Tasche und fing an, sich die Zähne zu putzen.

„Er ist wirklich verliebt,“ sagt Hein, sobald er sprechen konnte.

„Oder er is verrückt geworden,“ philosophierte Peter, der ihn beobachtete. „Was von beiden is es, Jürgen?“

Jürgen tat so, als wenn er ihm nich antworten könnte wegen die Bahnbürste, und als er damit fertig war, hatte er solch wahnsinnige Zahnschmerzen, daß er in einer Ecke saß und sich den Kopf hielt und wie ein Häuflein Elend aussah. Sie konnten kein Wort aus ihm herauskriegen, bis daß sie ihn aufforderten auszugehen mit ihnen, und dann sagte er, er wollte zu Bett gehen. Zwanzig Minuten später, als Hein Wolmeier zurückkam wegen seiner Pfeife, fand er, daß Jürgen verschwunden war.

Den nächsten Abend versuchte er dasselbe Spiel, aber die anderen beiden wollten da nix von wissen und blieben so lange, daß er schließlich die Geduld verlor, und nachdem daß er sich gewundert hatte, woran Hein sein Wadler und Wudder wohl gedacht haben konnten, und gesagt hatte, daß er glaubte, Peter Schlichting wär' bei der Geburt gegen einen seefranken Affen umgetauscht worden, setzte er seine Mütze auf und ging los. Beide folgten ihm fix, aber als er sie zu einer Missionsversammlung führte und wahrhaftig da reinging, ließen sie ihn laufen und gingen ihre eigenen Wege.

Sie überlegten sich den Abend die Sache, und am nächsten Abend gingen sie zuerst weg und versteckten sich um die Ecke. Bejn Minuten später kam der alte Jürgen 'raus und ging so schnell, als wenn er einen Zug fassen wollte, und grinste bei dem Gedanken, daß er sie abgewimmelt hätte. An der Ecke vom Spielbudenplatz blieb er stehen und kaufte sich ein Sträußchen für seinen Rock, und Hein war so baff, daß er Peter Schlichting kniff, um sicher zu sein, daß er nich träumte.

Der alte Jürgen marschierte pfeifend weiter geradeaus und guckte alle Augenblick sein Sträußchen an, bis er endlich rechts in eine Straße einbiegt und da in einen kleinen Laden 'reingeht. Sein Wolmeier und Peter warteten auf ihn an der Ecke, aber er blieb so lange drinnen, daß sie zuletzt keine Lust mehr hatten zu warten, und sich näher schlichen und durch das Fenster guckten.

Es war ein kleiner Zigarrenladen, in dem auch Ansichtskarten, Zeitungen und ähnliches zu haben waren, aber, soweit Hein zwischen zwei Reihen Pfeifen und der „Samburger Kriminal-Zeitung“ hindurch sehen konnte, war er leer. Sie standen da, mit ihren Nasen gegen das Fenster gedrückt und wunderten sich, was Jürgen wohl passiert wär', aber mit einmal geht ein kleiner Junge in den Laden, und dann ging ihnen ein Licht auf, was Jürgen im Sinn hatte.

Auf den Madau der Türklengel hin öffnete sich die Tür eines kleinen Wohnzimmers im Hintergrund des Ladens, und eine stattliche und aufergewöhnlich gut aussehende Frau von etwa vierzig Jahren kam heraus. Ihr Kopf schob die „Kriminal-Zeitung“ aus 'n Weg und ihre Hand suchte im Fenster nach einer Ansichtskarte. Hein schielte nach ihr und sah sie sich ordentlich an, während er so tat, als wenn er sich 'n Tabakspott angucken tät. Als der kleine Junge 'rauskam, gingen er und Peter Schlichting 'rein.

„Ich möchte gern 'ne Pfeife,“ sagt er und lächelt sie an. „'ne Tonpfeife — eine von der besten Sorte.“

Die Frau stellte einen Kasten zur Auswahl vor ihn hin, und just denn fuhr Peter, der durch die halb offene Tür nach einem Stiebel gestarrt hatte, dem das Buschnüren groß nötig war, erschrocken zusammen und sagt: „Manul Hallo!“ „Was is denn nu los?“ fragt die Frau und guckt ihn an.

„Den Fuß sollte ich doch kennen,“ knurrt Peter und starrt ihn noch immer an; und die Worte waren ihm kaum über die Rippen, als der Fuß sich fortbewegt und unter einen Stuhl geschoben wird. „Das ist doch sicher mein lieber alter Freund Jürgen Wok, nich wahr?“

„Kennen Sie den Käppen?“ sagt die Frau und lächelt ihn an.

„Kä p...?“ stammelt Peter. „Kä p...?“

„Ja, das ist ja mein bester Freund.“

„Wie sonnerbar!“ meint die Frau.

„Wir haben schon 'ne ganze Zeit nach ihm ausgeguckt,“ fällt jetzt Hein ein. „Er war so freundlich, mir neulich 'nen Taler zu pumpen, und den wollt' ich ihm gern wiedergeben.“

„Käppen Wok,“ sagt die Frau und stößt die Tür auf, „hier sind 'n paar alte Freunde von Sie.“

Der alte Jürgen dreht den Kopf nach ihnen 'rum und guckte sie an, und wenn Blide töten könnten, wie man wohl sagt, dann wären sie auf 'r Stelle tod gewesen.

„O ja,“ stößt er mit ersticker Stimme hervor; „wie geht's Ihnen?“

„So so, lala, danke, Kä p p e n,“ antwortet Hein und grinst ihn an; „und wie geht's Ihnen selbst nach all dieser langen Zeit?“

Er streckte seine Hand aus und Jürgen schüttelte sie, und dann gab er Peter Schlichting die Hand, der so mächtig grinste, daß er nich sprechen konnte.

„Dies sind zwei alte Freunde von mich, Frau Oldach,“ sagt der alte Jürgen und wirft ihnen einen warnenden Blick zu. „Käppen Wolmeier und Käppen Schlichting, zwei von die ältesten und besten Freunde, die je ein Mensch gehabt hat.“

„Käppen Wolmeier hat 'n Taler für Sie,“ sagt Peter Schlichting und grinst immer noch.

„Ach ja,“ meint Hein und sieht ganz ärgerlich aus, „das hätt' ich bald vergessen; ich hab' aber's nur 'n Behnmarkstück.“

„Ich kann es Ihnen wechseln, Käppen,“ lispelt Frau Oldach. „Vielleicht sehen Sie sich 'n fünf Minuten?“

Hein dankte ihr. Er und Peter Schlichting nahmen sich jeder 'nen Stuhl und fingen an, Jürgen nach seine Gesundheit zu fragen und was er getrieben hätte, seit sie sich zuletzt gesehen.

„Nu denken Sie bloß mal an, daß Sie seinen Fuß erkennen sollten,“ sagt Frau Oldach, die mit das Wechselgeld 'reinkam.

„Den würde ich überall erkennen,“ meinte Peter, der zusah, wie Hein so tat, als wenn er Jürgen Wok den Taler gab, und Jürgen, der das ganz natürlich nachmachte, als wenn er 'n hinnehmen tät.

Hein Wolmeier sah sich im Zimmer um. Es war ein gentiltlicher, kleiner Mann mit Wildern an der Wand und Schönern auf allen Stühlen und 'ne Reihe von rosa Vasen auf'r Kommode. Dann guckte er Frau Oldach an und dachte, was für 'ne nett aussehende Frau sie doch wäre.

„Hier is das netter als an Bord, wo man auf 'ne Mannschaft von hochbeinige Madaubrüder aufzupassen hat, Käppen Wok,“ sagt er.

„Es ist ganz wunderbar, wie er damit fertig wird,“ wendet sich Peter Schlichting an Frau Oldach. „Er is wie so'n Löwe.“

„Wie so'n brüllender Löwe,“ bekräftigt Hein und guckt Jürgen an. „Er weiß nix davon, was Angst is.“

Jürgen fing an zu griesen, und Frau Oldach schaute ihn so freundlich an, daß Peter Schlichting, der sich sie und das Zimmer angesehen hatte und fast ebenso dachte, wie Hein zu denken anfing, sie hielten den verkehrten Sturz.

„Bevor daß er so dick und alt wurde,“ sagt er und schüttelt den Kopf, „gab es keinen schneidigeren Käppen auf See.“

„Es kommt mal für jeden von uns die Zeit,“ meint Hein und schüttelt ebenfalls den Kopf.

„Ich kann aber's wohl sagen, für 'n Jahr oder zwei is er noch gut,“ bringt Peter Schlichting nachdenklich heraus.

„Wenn er sich man in acht nimmt,“ fügt Hein hinzu.

Der alte Jürgen war im Begriff, was zu sagen, besann sich aber noch eben rechtzeitig. „Sie wollen ihren Spaß haben,“ sagt er zu Frau Oldach und lächelt. „Ich fühle mich so jung, wie man je.“

Frau Oldach meinte, daß das jeder mit'n halben Auge sehen könnte, und dann sah sie nach ihrem Kessel, der über einer Spiritusflamme sang.

„Die Herren würden wohl nach 'ne Tasse Kakao nix nachfragen?“ fragt sie und dreht sich nach ihnen um.

Hein Wolmeier und Peter sagten beide, daß sie den lieber möchten als irgend was anderes, und nachdem daß sie die Tassen und 'ne Dese Kakao aus'n Schrank gekriegt hatte, hielt Hein den Kessel und goß das Wasser in die Tassen, während sie umrührte, und der alte Jürgen hilflos dasah und zusah.

„Es scheint mir so komisch, Sie Kakao trinken zu sehen, Käppen,“ plakt Hein heraus, als der alte Jürgen seine Tasse himmahm.

„Sol!“ Jürgen wurde ganz wütend. „Und warum, wenn ich mich die Frage erlauben darf?“

„Weil ich Sie für gewöhnlich was aus'n Buddel hab trinken sehen!“

„Jetzt hören Sie aber mal!“ Jürgen springt auf und gießt sich dabei was von dem heißen Kakao auf seine Mütze.

„'ne Selterwasserbuddel,“ sagt Peter Schlichting und schneidet Hein Gesicht zu, daß er ruhig sein soll.

„Ja, natürlich, das meint ich ja auch,“ fügt Hein hinzu und macht 'n Erstaunten.

Walderde.

Von L. Pold.

Um Waldwege sind frische Gräben abgestochen. Der gelbe Sand, der auf weite Strecken die Oberfläche des norddeutschen Tieflandes bedeckt, blinkt in der Sonne. Schichtweise ist er heller und dunkler gefärbt, aber erst eine kurze Strecke unter der Erdoberfläche wird er schwärzlich, dort, wo er in die sogenannte Humusschicht übergeht. Von welcher Wichtigkeit diese dunkle Schicht für die Waldbäume ist, lehren die Stämme, die, vom letzten Sturm entwurzelt, uns hier und da begegnen. Keine tief in den Boden ragenden Wurzeln sehen wir da entblößt. In ihrem Sturze hat die Kiefer eine zwar große, aber nur flache Erdscholle losgerissen, die jetzt ziemlich senkrecht aufgerichtet ist und uns mit einem Blick lehrt, daß ihre Wurzeln in normaler Stellung ziemlich waagrecht in sehr geringer Tiefe den Waldboden durchsetzen. Sie meiden gern den reinen Sand und halten sich an die schwarze obere Schicht, die ihr mehr zu bieten hat. Die Tätigkeit lebender Wesen hat aus dürrer, unfruchtbarem Sande diese Humusschicht gebildet, die sogar die genügsame Kiefer nicht ganz entbehren kann.

Pflanzen niedrigster Art, Algen, Fadenpilze und Bakterien, winzige Tierlein, Wesen, die zwischen Tier und Pflanze ein Mittelreich bilden, machen den Anfang. Ihre absterbenden Reste bilden den ersten Grund, der sich im Laufe der Jahre mehr und mehr verstärkt.

Wie die organischen Reste sich in Humus umwandeln, wissen wir nur zum kleinsten Teil. Durch Vorgänge, die der Chemiker Oxidationsprozesse nennt, geht die Verwandlung vonstatten, wobei Wasser- und Kohlensäure erzeugt und der Boden immer mehr durch kohlenstoffreiche Verbindungen gesättigt wird. Daneben bilden sich die für das Pflanzenleben nicht minder wichtigen Stickstoffverbindungen. Gewissermaßen ist der ganze Vorgang eine kalte Verbrennung abgestorbener Tierchen und Pflanzen, deren „Asche“ hier der Humus ist.

Wilden die Gemengteile der Humuserde nun auch einen gewaltigen Fortschritt gegenüber dem unfruchtbaren Lande, so weiß die große Mehrheit unserer höheren Pflanzenwelt damit doch noch nicht viel anzufangen. Besser verstehen es schon die Pilze. In ungeheurer Menge wird der schwarze Waldboden von Pilzfäden, Amöben und sogenannten Bodenbakterien durchsetzt. Es ist nicht möglich, auch nur die kleinste Probe frischen Waldbodens unter dem Mikroskope zu betrachten, ohne vor allem weißliche Pilzfäden in Masse darin aufzufinden. Das, was der Volksmund gewöhnlich Pilze nennt, z. B. der Fliegenpilz, die Morchel, der Pfefferling usw., sind die Fruchtkörper von Gewächsen, deren eigentliche Leiber in Gestalt verworrener unsatzbarer Pilzfäden den Waldboden sozusagen durchfließen. Sie zerkübeln den Boden und verdauen ihn auf ihre Weise. Was auf diese Art geschaffen wird, das ist erst das richtige Futter für unsere höhere Pflanzenwelt, nicht bloß für die des Waldes.

Bermutlich durch die innige Verührung, durch das fortwährende Begegnen von Pilzfäden und Wurzeln höherer Pflanzen im Waldboden, hat sich eine höchst merkwürdige Erscheinung entwickelt, die als sogenannte „Pilzwurzel“ erst in den letzten Jahrzehnten genauer bekannt geworden ist. Es zeigte sich nämlich, daß die zarten Wurzelspitzen vieler unserer Waldbäume, z. B. der Buchen, Birken und Fichten, mit einer Art Haube aus Pilzfäden bedeckt sind, die die Wurzelspitze nicht verläßt, sondern sie beim Weiterwachsen ständig begleitet. Es liegt hier eine der zahllosen Versicherungen

auf Gegenseitigkeit vor, an deren Ausbedung die moderne Naturforschung so reich ist. Die direkte Verwertung des Waldhumus fällt den Wurzeln dieser Bäume zu schwer, dagegen ist es für die Pilzwurzel, die ständig vor dem Ende der Wurzelspitze lagert, eine Kleinigkeit, die Bodenteilchen in verwendbare Stoffe zu zerlegen und von den Umwandlungsprodukten einen Teil an die höher entwickelte Pflanze abzugeben. Sicher hat auch der Pilz irgend einen Vorteil bei der Sache, aber die Erscheinung ist zu kompliziert und zu mannigfaltig, um hier weiter darauf eingehen zu können. Nur so viel sei noch bemerkt, daß auch die Wurzeln unserer Kiefern von Pilzen umspinnen werden und daß gewisse Waldpflanzen sich so vollständig von Pilzen ernähren lassen, daß sie sogar ihr Blattgrün verloren haben. Hierher gehört z. B. der Fichtenspargel, dessen bleiche, fuhhohe Blütenstände im Sommer aus der Nadelstreu der Kiefernwälder hervorbekommen.

Haben wir bisher vom Waldboden im allgemeinen gesprochen, so werden wir uns jetzt der Tatsache nicht verschließen können, daß es sehr verschiedene Arten von Waldböden gibt. Im schattigen Laubwalde können wir leicht mit dem Stock oder der Fußspitze in den Boden eindringen, während wir unter Kiefern fast wie auf der harten Diele gehen und nur mit Mühe den Stock dort in den Boden bohren können, wo er nicht schon verlegt ist. Diese Verschiedenheit des Bodens hat ihre besonderen Ursachen. Nicht von selbst bleibt der Boden des Laubwaldes locker, sondern die wühlende Tätigkeit von Tieren, in erster Linie von Myriaden von Regenwürmern, ist die Ursache hiervon. Im Buchenwalde kann man die Ausführgänge dieser Tiere mit leichter Mühe entdecken. Wie energisch ihre Arbeit ist, hat Darwin durch ein Experiment gezeigt. Eine Schicht Asche und Kohle auf dem nackten Erdboden senkte sich im Laufe von zehn und mehr Jahren um einige Fuß dadurch, daß sie von Regenwürmern durchlöchert, mit ihren Ausscheidungen bedeckt und so immer tiefer gebracht wurde. Läßt man die Begrenzung durch ein oder zwei Jahrzehnte fort und stellt man sich die unablässige Tätigkeit der Regenwürmer im Laufe von Jahrhunderten und Jahrtausenden vor, so kann man sich vorstellen, wie der gesamte Waldboden unablässig den Darmkanal der Erdwürmer passiert und dabei immer wieder an die Erdoberfläche gebracht wird, um immer wieder überschüttet und versenkt zu werden.

Die Tätigkeit der Regenwürmer bringt den Boden des Laubwaldes in ständiger Verührung mit dem Sauerstoff der Luft, der das feine tut, um nach Kräften oxydierend auf die Bodenteilchen zu wirken. So bleibt der Boden nicht nur locker, sondern sein Humus auch frei von stärkeren Ansammlungen von Humusäuren. Ganz anders wie dieser milde, lockere Humusboden unserer Laubwälder, in den nicht selten unser Fuß einsinkt, verhält sich der saure Humusboden unserer Kiefernwälder. Eine dichte Decke abgefallener Nadeln, die sogenannte Nadelstreu, bedeckt den Boden, schließt ihn gegen den Sauerstoff ab und hindert auch durch ihre nur sehr langsame Verwesung die Neubildung des Bodens. Die dicken, ausgedehnten Moospolster, die den Boden und die Nadeldecke weithin überziehen, halten zwar ziemlich viel Wasser zugunsten der Bäume fest, für eine Durchlüftung des Bodens tun sie aber nichts, denn ihre zarten Wurzelsäckchen haften nur ganz oberflächlich auf dem Boden oder den Nadeln. So bildet sich, da auch die Regenwürmer hier fehlen, unter Luftabschluss ein saurer Humusboden aus. Er trägt ganz andere Pflanzen, als der milde Humus; statt des Waldmeisters z. B. die niedrigen Sträucherlein der Preisel- und Heidelbeeren und das Heidekraut. Der Rundige sieht an der Pflanzendecke sofort, welche Humusart vor ihm

liegt, doch gibt es selbstverständlich alle möglichen Uebergangsstufen. Je höher wir nach Norden kommen, um so mehr gewinnt der saure Humusboden an Raum, denn die Tätigkeit der erdburchwühlenden Tiere ist an ein nicht zu kaltes Klima gebunden. Daher lassen sie uns auch im Gebirge bald im Stich, wenn wir aufwärts steigen, und dann verdrängen die Nadelwälder das Laubholz. Ähnliche Wirkungen, wie die Kälte und kalte Feuchtigkeit hat auch die Trockenheit, unter deren Einfluß sich die charakteristischen Heide Landschaften ausbilden.

Im Schoße des Waldbodens ruhen auch die Samen vieler Waldpflanzen lange Jahre hindurch, ohne ihre Keimfähigkeit zu verlieren. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß, wenn der Förster in einem Walde eine Lichtung ausbauen läßt, der Boden im nächsten Sommer sich mit einer dichten Decke von Gewächsen bedeckt, die im Innern des Waldes sonst höchstens vereinzelt bemerkt wurden. Disteln, Kletten, Weidenröschen, hohe Gräser, Kreuzkräuter und dergleichen wuchern auf solchen frischen Waldböden in größter Ueppigkeit. Sehr auffällig wird die Erscheinung selbst dem Laien im Gebirge, z. B. im Oberharz, denn hier bedecken sich die Lichtungen mit dem roten Fingerhut, dessen schöne, wenn auch giftige Blütenrispen weithin sichtbar sind. Man hat viel darüber gestritten, wo die Samen dieser Pflanzen so plötzlich herkommen, bis man sich davon überzeigte, daß sie im Waldesschatten lagernd ihre Zeit abwarten. Alle jene Pflanzen der Waldböden sind ein gar lichtfreundiges Gesindel. Sie lieben die Nähe des Waldes, aber nicht seinen Schatten, unter dessen Wirkung ihre Samen, ohne zu keimen, jahrelang ausdauern. Erst die Art des Solzfällers, die dem Sonnenstrahl den Weg zum Waldboden bahnt, weckt die Samen. Selbst aus Walderde, die man aus beträchtlicher Tiefe dem Boden entnahm und entsprechend behandelte, sah man eine üppige Flora entsprossen. —



Diamanten.

Von Bruno Borchardt.

Der Diamant war schon im Altertum als wertvollster und hervorragendster Edelstein bekannt und benutzt. Adamas, der Unbezwingliche, wurde er von den Griechen und Römern genannt, und in der Tat ist er nicht nur der schönste Stein, den wir kennen, sondern zugleich der sprödeste und härteste; weder Eisen noch Stahl vermögen den Diamanten zu ritzen, während sie selbst vom Diamanten mit Leichtigkeit geritzt werden. Plinius nannte ihn das wertvollste unter den menschlichen Gütern, der die heftigsten Dinge, Eisen und Feuer, nicht achtete und ihnen unzerstört, ja sogar unverletzt troze.

Dieser helle Stein, der besonders als Schmuckgegenstand geschätzt wird, ist nicht amorph (gestaltlos), sondern findet sich in der Natur stets in schönen Kristallen von grauer, bräunlicher oder gelber Farbe, in seltenen Fällen auch schwarz, rot, grün oder blau, im allgemeinen jedoch vollkommen farblos und wasserhell. Je farbloser und heller ein Diamant ist, für um so wertvoller gilt er. Die vollkommen wasserhellen ohne irgend einen Fehler nennt man Diamanten vom ersten Wasser; auch die vom zweiten Wasser sind wasserhell, zeigen jedoch hier und da trübe Stellen, während die farbigen, sowie die wasserhellen mit beträchtlichen Fehlern als Diamanten vom dritten Wasser bezeichnet werden. In den Flächen des Diamanten wird das Licht sehr stark gebrochen, vor allem aber wird es in die verschiedensten Farben zerstreut, so daß er im Lichte herrlich glitzert und funkelt und in den prächt-



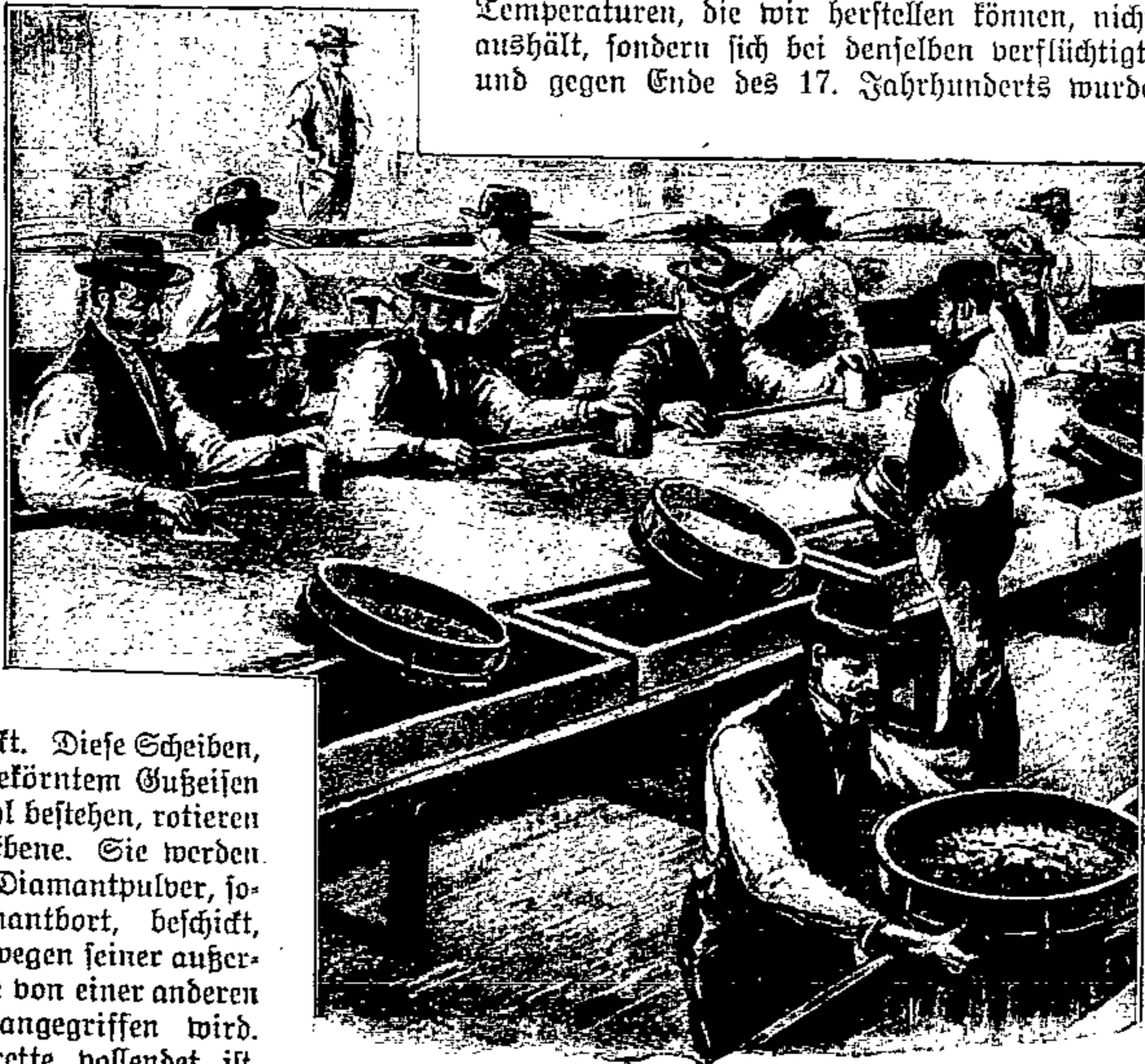
Auschlagen der Sprenggänge für die Dynamitpatronen.

ligsten Farben spielt. Dieses „Feuer“, das der Diamant zeigt, kommt am schönsten zur Geltung, wenn seine Flächen, die wie bei fast allen natürlichen Kristallen nicht sämtlich in gleichmäßiger Weise ausgebildet sind, durch künstliches Schleifen in passender Weise hergerichtet werden. Das Schleifen des Diamanten zeigt eine unserer Abbildungen.

Die eigentliche Edelsteinschleiferei stammt erst aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts; man nennt als Erfinder gewöhnlich Ludwig v. Berquen und als Jahr der Erfindung 1456. Früher begnügte man sich mit dem bloßen Glätten und Polieren der natürlichen Flächen der Steine. Auch beim Schleifen bereitet der Diamant wegen seiner Härte die größten Schwierigkeiten. Nachdem man seinen Blätterdurchgang erkannt hat, wird er in einer Kittlage befestigt und mit seinem Meißel und Hammer nach einer vorher mit einem anderen Diamanten ausgeführten Vorzeichnung gespalten. Die dabei erhaltenen größeren Stücke werden zu Brillanten geschliffen, d. h. zu Doppelpyramiden mit gemeinsamer Grundfläche, die kleineren Stückchen dagegen zu Rosenknoten.

Der zu schleifende Stein wird mit Kitt in der Dogge oder Hülse befestigt, so daß nur die Stelle freibleibt, an welcher eine Facette (kleine Fläche) angeschliffen werden soll. Die Hülse wird in ein schweres eisernes Gestell gesteckt, welches den Stein, oft noch vom Druck der Hand oder von Gewichten unterstützt gegen die rotierende

Schleifscheibe drückt. Diese Scheiben, die aus schwach geförntem Gußeisen oder weichem Stahl bestehen, rotieren in horizontaler Ebene. Sie werden mit Öl und mit Diamantpulver, sogenanntem Diamantbort, beschickt, weil Diamant ja wegen seiner außerordentlichen Härte von einer anderen Substanz nicht angegriffen wird. Sobald eine Facette vollendet ist, muß der Stein wieder umgelegt



Sortieren der Diamanten.

werden, und das wiederholt sich, bis er die bestimmte Form erhalten hat. Es werden kleine Rosenknoten mit je 16 Flächen geschliffen derart, daß 2000 auf 1 Karat gehen, d. i. auf ein fünfstel Gramm. Der Rauminhalt einer solchen Facette beträgt nur etwa ein Drittel Kubikmillimeter.

Die eigentliche Natur des Diamanten, die Frage, woraus er besteht, was er seinem Wesen nach ist, hat die Menschen sehr lange beschäftigt. Es liegt ja auf der Hand, daß diese Frage nicht nur ein allgemeines wissenschaftliches Interesse darbot, sondern auch ein äußerst praktisches. Wenn man das Wesen des Diamanten erkannte, so konnte man hoffen, künstlich dieselben Bedingungen herzustellen, unter welchen in der Natur Diamanten entstanden sind, also auf künstlichem Wege Diamanten zu erzeugen, und bei der außerordentlichen Wertschätzung des Diamanten winkte dem glücklichen Erfinder ein reicher Gewinn.

Der Diamant tritt stets als Kristall auf, und zwar mit 8, 12 oder auch 48 Flächen. Kristalle bilden sich, wenn sich Dämpfe kristallisierbarer Körper abkühlen oder wenn geschmolzene kristallisierbare Körper erstarren, oder, und zwar am häufigsten, wenn ein kristallisierbarer Körper sich in einer Lösung befindet und das Lösungsmittel verdunstet. Das bekannteste Beispiel hierfür ist das gewöhnliche Kochsalz, das in reichlicher Menge im Meerwasser in Lösung enthalten ist. Läßt man das Wasser verdampfen, so bleibt das Salz in der Form kleiner Kristalle zurück. In wärmeren Klimaten wird auf diese Weise Salz zu wirtschaftlichen Zwecken gewonnen, das auch direkt als Speisesalz dient.

Nun ist der Diamant aber ein sehr feuerbeständiger Körper, der ziemlich hohe Temperaturen aushält, ohne zu schmelzen oder gar zu verdampfen. Daher konnte man ihn immer nur in der Kristallform als Diamant, ohne zu wissen, aus welchem Stoffe oder welchen Stoffen er besteht. Auch ein Lösungsmittel für den Diamanten wollte sich nicht zeigen, die schärfsten Säuren greifen ihn nicht an. Uebrigens würde mit der Auflösung des Diamanten nichts gewonnen worden sein, so lange man nicht wußte, welche Stoffe man in ihm vor sich hatte. Allerdings wußte man, daß der Diamant die höchsten Temperaturen, die wir herstellen können, nicht aushält, sondern sich bei denselben verflüchtigt, und gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde

diese Eigenschaft sehr deutlich erkannt. Aber noch fast 100 Jahre vergingen, ehe man seiner Natur weiter auf die Spur kam. Man hielt ihn im allgemeinen für eine besondere Art des Bergkristalles, also des Quarzes, der im wesentlichen aus den Elementen Silizium und Sauerstoff besteht. Erst im Jahre 1783 gelang es Lavoisier, als er einen Diamanten über Quecksilber in einer Sauerstoffatmosphäre erhitzte und dadurch zur Verflüchtigung brachte, nachzuweisen, daß sich hierbei Kohlenstoff bildete. Damit war der Beweis erbracht, daß der Diamant nicht Quarz sei, sondern Kohlenstoff enthalte. Weitere messende Versuche zeigten dann, daß bei der Verbrennung von Diamant in Sauerstoff genau so viel Kohlenstoff entsteht, daß ihr Gewicht dem Gewicht des verbrauchten Sauerstoffs, gleich ist. Ob man einen Diamanten oder eine ihm an Gewicht gleiche Menge Kohlenstoff verbrennt, — in beiden Fällen entsteht dieselbe Gewichtsmenge Kohlenstoff. Daraus geht hervor, daß der Diamant durchaus reiner Kohlenstoff ist.

Die Erkenntnis, daß der Diamant aus nichts anderem als aus reinem Kohlenstoff bestehe, war eine sehr überraschende und rückte die Hoffnung auf Darstellung künstlicher Diamanten in greifbarere Nähe. Kohlenstoff kommt in der Natur außer in amorphem Zustande noch in Kristallform als Graphit vor, der im Gegensatz zum Diamanten außerordentlich weich ist, und wegen dieser Eigenschaft unter anderem bei der Fabrikation der Bleistifte als der eigentliche schwarze, schreibende Körper benutzt wird. Wenn nun der Diamant unter Ausschluß von Luft, so daß der Zutritt von Sauerstoff und damit die Verbrennung verhindert ist, stark erhitzt wird, so bläht er sich auf und wird schwarz: er hat sich in Graphit verwandelt. Die umgekehrte Umwandlung des Graphits in Diamant, die zweifellos auch möglich ist, ist bisher noch nicht gelungen. Dagegen ist mit einiger Aussicht auf Erfolg der Weg beschritten worden, Lösungsmittel für Kohlenstoff zu suchen, und aus solchen Lösungen den Kohlenstoff in Form von Diamanten auskristallisieren zu lassen.

Als Lösungsmittel für Kohlenstoff kommt vor allem Eisen in Betracht, das bei 2000 Grad bis 3000 Grad reichlich Kohlenstoff löst. Wenn dann aber das Eisen erkaltet, so scheidet sich der Kohlenstoff zum Teil wieder aus, jedoch nicht in der Form von Diamanten, sondern als Graphit. Im Jahre 1886 wurde Diamant auch in einem im russischen Gouvernement Penza gefallenen Meteorstein nachgewiesen, welcher dieses Edelmineral in kleinen, hellgrauen Körnern enthielt, und zwar 1 Proz. seiner ganzen Masse. Später hat man Diamant noch in einer ganzen Reihe von Meteorsteinen gefunden. Dadurch wurde der französische Chemiker Moissan, der Entdecker des Kalziumcarbids, auf die Vermutung gebracht, daß die außerordentlich rasche Abkühlung, die das Meteorisen nach seiner schnellen Erhitzung in der Atmosphäre erleidet, zur Bildung der Diamanten notwendig sei. Moissan versuchte daher vor 12 Jahren, das Eisen unter sehr hohem Druck rasch erkalten zu lassen, und hat dadurch in der Tat erreicht, daß ein Teil des Kohlenstoffes in der Form des Diamanten auskristallisierte. Freilich haben diese Versuche zunächst nur wissenschaftlichen Wert, denn für praktische Zwecke sind die erhaltenen Diamanten zu klein, so daß ihre Herstellung im Großen die Kosten des Verfahrens nicht lohnen würde. Es war mehr Diamantstaub als eigentliche Diamanten, welche Moissan erhielt; die größten seiner Körner hatten nur etwa einen halben Millimeter im Durchmesser. Immerhin ist nicht ausgeschlossen, daß auf diesem Wege auch noch größere Diamanten einmal werden gewonnen werden.

Einen anderen Weg schlug Dr. Immanuel Friedländer ein. Von der Tatsache ausgehend, daß das Muttergestein der Kapdiamanten (Diamanten im Kapland) in flüssigem Zustand Kohlenstoff, auch Diamanten, auflöst, und daß dieses Muttergestein ursprünglich aus dem Mineral Olivin bestand, einem leicht zu beschaffenden Silikat (Kieselsäurefals), das ein wichtiger Bestandteil der meisten Basalte ist, löste er Kohlenstoff in einer Olivinschmelze und erhielt bei dem Erkalten aus ihr in der Tat kleine Diamanten, freilich noch kleinere als Moissan, der Durchmesser der größten Diamanten Friedländers überstieg nicht ein tausendstel Millimeter.

Wenn diese Versuche auch für die Wissenschaft recht wertvoll sind, so ist doch kaum anzunehmen, daß sie zu einem technisch brauchbaren Verfahren führen werden. Eher ist diese Hoffnung noch bei den Versuchen Moissans begründet. Doch ist auch sein Verfahren in den seither verflossenen 12 Jahren noch nicht so weit ausgebildet worden, daß echte künstliche Diamanten bereits auf den Markt gekommen sind. Noch bilden die Fundstätten der natürlichen Diamanten die einzigen Quellen, von denen aus der Markt versorgt wird.

Einzelne sehr wertvolle Steine sind seit Jahrhunderten im Besitze bestimmter Fürstengeschlechter geblieben und werden als kostbare Juwelen ihres Schatzes betrachtet. Der berühmteste Diamant ist wohl der Kohinur (Lichtberg), der sich seit 1850 im Besitze des englischen Kronschates befindet. Sein Name „Lichtberg“ deutet an, welche eine Fülle von Licht er bei seinem Funkeln wiedergibt, in welchem herrlichem Feuer er erstrahlt. Dieser Diamant soll bereits vor 5000 Jahren von dem Helden der indischen Sage, Karna, im Kriege getragen worden sein. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts kam er nach Dehli, der Hauptstadt des Randschab im heutigen Britisch-Indien, wohin ihn der damalige Herrscher, Maed din Schisji, der ihn auf seinen Raubzügen nach der Kräfte erbeutet hatte, brachte. Er soll damals 672, nach anderen sogar 793 Karat gewogen haben, das macht, da ein Karat zu 205,4 Milligramm gerechnet wird, 138 resp. 163 Gramm. Das spezifische Gewicht des Diamant ist 3,5, somit würde sich seine Größe zu fast 40 resp. 46 1/2 Kubikzentimeter ergeben. Im Jahre 1665 wurde der Kohinur durch die Ungeschicklichkeit eines Schleifers, dem er übergeben war, zerteilt. Der Hauptteil, der den Namen Kohinur beibehielt, wog noch 280 Karat (57 1/2 Gramm). Dieser Stein wurde im Jahre 1739 bei der Plünderung Dehlis durch den Schah Nadir nach Afghanistan mitgenommen, von wo er in den Besitz des Maharadscha (Großkönig) Randschit Singh kam, jenes gewaltigen Oberhauptes der Sikh, unter welchem diese ursprünglich religiöse Sekte

im nordwestlichen Indien im Anfang des 19. Jahrhunderts sich zu einer Nation herausbildete. Als im Jahre 1840 das Reich der Sikh zerstört wurde, kam der Kohinur in Besitz der Britischen Ostindischen Company, die ihn im folgenden Jahre den Kronschatz übergab. Damals wog er 186 Karat (38 Gramm). Durch Schleifen auf Brillantform wurde sein Gewicht auf 106 Karat (22 Gramm) herabgebracht; er bildet in seiner jetzigen Gestalt einen der wertvollsten Edelsteine des britischen Kronschates.

Auch andere hervorragende Diamanten haben eine eigene Geschichte. Der größte gegenwärtig vorhandene Diamant, Erzelsior, der ein Gewicht von 972 Karat (200 Gramm) hat, ist im Jahre 1893 in einer südafrikanischen Mine zu Jagersfontein gefunden worden. Ueberhaupt sind die südafrikanischen Minen in den letzten Jahrzehnten als Fundgruben für Diamanten in den Vordergrund getreten. Diamanten waren früher hauptsächlich aus Indien bekannt, und es wurden für sie ungeheure Preise gezahlt. Im Jahre 1550 schätzte



Förderung des diamanthaltigen Gesteins aus dem Bruch.

beim Spielen einen glänzenden Stein, den sie für einen Kiesel hielten, und den sie seines besonderen Glanzes wegen zum Spielen aufhoben und benutzten. Ein vorübergehender Farmer, der den Stein von den Kindern erhielt, erkannte in ihm einen echten Diamanten. Als auf die Nachricht dieses Fundes die Umgegend abgesehen wurde, fand man überraschenderweise ausgedehnte Diamantfelder in den Niederungen des Drangeflusses und ebenso am Vaakfluß. Die Kunde hiervon verbreitete sich sehr rasch, und Diamantensucher strömten in großer Zahl herbei. Die bedeutendsten Diamantgruben befinden sich bei dem heutigen Kimberley in West-Grüaland in der Kapkolonie. Diese Stadt verdankt ihre Entstehung überhaupt der Entdeckung von Diamanten, die in jener Gegend zuerst im Jahre 1870 gefunden wurden. In 25 Jahren erreichte die Stadt, die sich rasch zum Hauptort der Diamantregion entwickelte, eine Einwohnerzahl von 50 000.



Ein schwarzer Arbeiter wird vom Minenaufseher nach Arbeitschluß auf die Mitnahme von Diamanten im Munde untersucht.

man das Karat, also ein fünfstel Gramm, auf 350 Mark. Für das Gramm würde sich hieraus ein Preis von 1750 Mark ergeben; jedoch wächst der Wert eines Diamanten mit seiner Größe ganz unverhältnismäßig, so daß für einen Stein von 5 Karat (1 Gramm) nicht das Fünffache, sondern das Fünfundzwanzigfache des Wertes eines Karates gezahlt wurde, also 8750 Mark. Doch blieb sich der Wert der Diamanten nicht gleich; so wurde im Jahre 1672 der Karat nur auf 180 Mark geschätzt, und als im Jahre 1727 die brasilianischen Diamantfelder entdeckt wurden, die anfangs sehr reiche Ausbeute gaben, sank der Wert der Diamanten noch beträchtlich; aber 1772 wurde der Karat bereits wieder auf 200 Mark geschätzt. Bis in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts war Brasilien der Hauptfundort für Diamanten; noch in den Jahren 1850 bis 1870 wurden aus Brasilien jährlich für 70 Millionen Mark Diamanten geliefert. Im Jahre 1867 wurde der erste Diamantfund in Südafrika gemacht; in dem kleinen Orte Sopotown am Drangefluß fanden Kinder

Neben vielen kleinen Gruben bestanden hier vier besonders bedeutende, deren Ertrag schon im Jahre 1870 über 1,8 Millionen Pfund Sterling (36 Millionen Mark) erreichte und 1881 bis auf 4,17 Millionen Pfund (83 Millionen Mark) gestiegen war; dann allerdings nahm die Ausbeute wieder erheblich ab. Im Jahre 1876 befanden sich in Kimberley bereits 4000 Diamantenhändler und 20 000 Diamantengräber. In ähnlichem Maße nahm auch in den südafrikanischen Burenrepubliken die Zahl der Diamantenhändler und Diamantengräber zu. Das bedeutendste Element unter diesen stellte naturgemäß England. Die Zwistigkeiten, welche zu dem für die Burenrepubliken verhängnisvollen Kriege führten, der mit ihrer Eingliederung in das englische Weltreich endete, sind zum größten Teile auf den Diamantenreichtum der Republiken zurückzuführen; dieser Diamantenreichtum lockte die zahlreichen Ausländer (Nusländer), hauptsächlich englischen Stammes herbei, welche besondere Rechte für sich in Anspruch nahmen. Während des Krieges ging der Ertrag der Gruben nicht nur zurück, sondern ihr Betrieb wurde vollständig lahmgelegt. Nach dem Kriege aber hat sich die Produktion der Diamanten wieder bedeutend gehoben.

Das Vorkommen von Diamanten wird von manchem bürgerlichen Nationalökonomem als



Das Schleifen der Diamanten.

Wetters gegen die sozialistische Lehre von der Erzeugung der Werte durch Arbeit angesehen. Wenn jemand einen kostbaren Diamanten findet, so hat er nur die Arbeit zu leisten, ihn aufzuheben, und wird durch diese geringe Arbeit zu einem reichen Manne, — sagen diese klugen Leute. Diese Herren scheinen den Reichtum sehr gering zu achten, denn sie selbst haben sich noch nicht die Mühe genommen, nach einer Diamantengegend zu reisen und dort mit der geringen Arbeit des Aufhebens von Diamanten Reichtümer zu erwerben. Würde man in der Tat Diamanten nur einfach aufzuheben brauchen, so wie man Kieselsteine aufhebt, und hätte man auch ebensowenig Mühe sie aufzufinden, wie bei Kieselsteinen, so würden sie wirklich vollständig wertlos sein. Trotz ihrer großen Schönheit würde ihr Tauschwert auf Null herabsinken, wenn jedermann in der einfachsten Weise Diamanten sammeln oder auflesen könnte. Zunächst aber erfordert es schon einen großen Aufwand an Kosten — und die Kosten sind ja auch Entgelt für geleistete Arbeit —, um überhaupt aus einer zivilisierten Gegend nach einem Diamantenlande zu kommen. Freilich ist es heute nicht mehr ganz so schwierig, etwa nach Kimberley zu gelangen, wie noch vor 30 Jahren. Dem heute kann man von Kapstadt aus direkt mit der Eisenbahn hinkommen, während damals der Postwagen die einzige Verbindung darstellte. Man mußte 10 bis 12 Tage durch das öde „Weld“ fahren, durch die trostlose südafrikanische Landschaft mit ihren Sandwüsten, mit ihrem gelblichen, spärlichen Gras und ihren halbverdorrten Sträuchern, wo man nur in weiten Zwischenräumen einzelne Farmen traf, deren Besitzer die Reisenden gegen ungeheure Bezahlung in primitivster Weise beherbergten und verpflegten. Befindet man sich endlich in einem Diamantenlande, so liegen dort die Diamanten nicht einfach, wie man zu sagen pflegt, auf der Straße, sondern müssen durch regelrechten, bergmännischen Betrieb aus dem Gestein herausgebrochen werden.

Die Kleinheit der meisten Diamanten bedingt ein sehr sorgfältiges Auswaschen der diamantführenden Erde und Gesteine. In Südafrika betrieb man in der Nähe von Flüssen früher sogenannte „Flußgruben“, die sich z. B. am Vaal in einer Länge von etwa 25 Meilen erstreckten. Hier wurde der Grund einfach abgegraben, die Erde in Karren nach dem Flusse getragen, dort in großen hölzernen Wütten gewaschen, durch mehrere große und feine Siebe sortiert und schließlich zum Herausuchen der etwa vorhandenen Diamanten auf lange Tafeln gebreitet. Eines unserer Bilder zeigt

anschaulich dies Sortieren der Diamanten. Jetzt ist man fast überall zu den ergebigeren „Trockengruben“ übergegangen. Bei der Eröffnung einer solchen Grube wird der Boden, größtenteils roter Sand mit Kieseln gemischt, ausgehoben, durchgewaschen, zerkleinert, gesiebt und schließlich sorgfältig nach Diamanten durchsucht. Dabei wächst die Grube allmählich in die Tiefe. Mit der Tiefe der Mine scheint im Allgemeinen auch die Zahl und die Größe der Diamanten zuzunehmen. Aber natürlich wächst damit auch die Schwierigkeit der Arbeit, die ja mit zunehmender Tiefe in jedem bergmännischen Betriebe schwieriger wird.

Auf einer unserer Abbildungen sehen wir eingeborene Arbeiter mit dem Einschlagen von Sprenggängen für Dynamitpatronen in der Kimberleygrube beschäftigt, während eine andere neben den mit der Spitzhacke arbeitenden Männern auch die Förderung des diamanthaltigen Gesteins aus dem Bruche, ebenfalls in den Kimberleygruben, zeigt. In diesen Gruben ist der Betrieb einheitlich organisiert, nachdem bereits im Jahre 1887 die damals bestehenden 3238 Unternehmungen sich zu vier großen Gesellschaften zusammenschlossen, die sich im Jahre 1892 zu einer einzigen vereinigten. Als Arbeiter werden vorzugsweise jetzt eingeborene Kaffern beschäftigt. Auf etwa acht Arbeiter kommt ein weißer Aufseher, der streng darauf zu achten hat, daß kein Diamant gestohlen wird. Bei der großen Kostbarkeit des Produktes ist es für die Arbeiter ja naheliegend, ein Stück Gestein, in welchem ein größerer Diamant vermutet wird oder sich ganz deutlich zeigt, verschwinden zu lassen. Die Aufsicht in den Gruben ist deshalb eine äußerst strenge. Die Arbeiter dürfen die Grube nur unbekleidet betreten und müssen sich nach Ablauf der Arbeitszeit einer sehr genauen, peinlichen Durchsuchung unterziehen; es wird nachgesehen, ob sie nicht etwa in dem wolligen Haar, in den Ohren, im Munde, in den Nasenlöchern oder zwischen den Fußzehen einen Stein mit sich forttragen. Eines unserer Bilder zeigt, wie der Minenaufseher einen schwarzen Arbeiter auf die Mitnahme von Diamanten im Munde untersucht.

Aber trotz aller Aufsicht wird in den Diamantengruben von den als Arbeiter beschäftigten Kaffern manches beiseite gebracht. Ein beliebtes Mittel hierzu ist das unbemerkte Verschlucken eines eben gefundenen Steines, der später von dem schwarzen Arbeiter durch Vermittelung anderer Schwarzen an einen weißen Händler verkauft wird. Von den Händlern wird nicht nur ein schwunghafter Handel, sondern zur Ersparung des hohen

Bolles auch ein recht blühender Schmuggel mit Diamanten nach Europa und Amerika betrieben.

Erheblich zugenommen hat in den letzten Jahrzehnten auch die technische Verwendung des Diamanten, der keineswegs ausschließlich zum Schmucke gebraucht wird. Mit der beiläufig gebogenen Kristallkante des Diamanten, der ja außerordentlich hart ist, wird das Glas geschnitten. Die feine Schrift für Visiten- und Adresskarten wird vom Lithographen mit einem scharfen, spigen Diamanten in den Stein graviert; Kupfer- und Stahlstecher ziehen feine Luftlinien auf der Platte mit dem Diamanten. Auch die feine Teilung auf Silber- und Messingrädern sowie auf Glas zu den Messungen bei mikroskopischen Untersuchungen werden mit Diamanten ausgeführt. In Schat und anderen harten Steinen sowie in Porzellan werden Löcher mit dem Diamanten gebohrt. Auch der Möhrenbohrer, der zur Bohrung des festesten Gesteines benutzt wird, ist vorn mit Diamanten besetzt.

Wie sich die Diamanten in der Tiefe der Erde gebildet haben, ist noch eine offene Frage. Das eigentliche Muttergestein des Diamanten in Südafrika ist der sogenannte „blaue Grund“, schlot- oder kraterähnliche Vertiefungen sind an der Oberfläche von gelbbrauner (brauner Grund) in der Tiefe von blaugrauer Erde (blauer Grund) erfüllt. Dieser „blaue Grund“ durchbricht die meist horizontal gelagerten Schichten von schwarzem, kohlereichem Schiefer und Quarzit in Form einer senkrechten Röhre. Er besteht vorwiegend aus Bruchstücken eines blaugrauen, serpentinartigen, aus einem Olivinfels hervorgegangenen Eruptivgesteins, das stark mit Fragmenten des durchbrochenen Nebengesteins erfüllt ist. In diesem „blauen Grund“ ist der Diamant ziemlich unregelmäßig verbreitet; in den noch des Abbaues wert erscheinenden Teilen beträgt er etwa ein Zweimillionstel bis ein Bierzigmillionstel des Ganzen.

Ob nun der Diamant in diesem Gestein ein bei der Festwerdung entstandener Gemengeteil ist, oder ob er aus anderen in der Tiefe anstehenden Gesteinen herrührt, die von jenem Gesteine durchbrochen wurden, oder ob er durch Einwirkung des heißen, flüssigen Olivinmagmas auf eingeschlossene Stücke von kohlenhaltigem Schiefer gebildet ist, oder ob Diamanten vielleicht aus Kohlenwasserstoffen, die aus organischer Substanz herrühren, entstanden sind, das sind, wie gesagt, noch offene Fragen, die der endgültigen Entscheidung durch weitere wissenschaftliche Forschungen harren. —

Die Brücke.

Eine türkische Geschichte. Von I. Schiraki.

(Fortsetzung.)

So viel zärtliche Aufmerksamkeit schien aber dem alten Bauwerk doch zu viel zu werden. Nach einer stürmischen Vorfrühlingsnacht, in der die Fluten von den Bergen herabdonnerten, und die Eiszellen sich unheimlich knarrend unter der Wölbung der Brücke hindurchschoben, sah der Posten im trüben Lichte des Morgens, daß ein großes Stück der Brücke eingestürzt war und unten im Flusse lag. Da ruhte es moosbewachsen, als hätte es schon ewig so gelegen, und eine Schar von Krähen sah darauf und krächzte schadenfroh in den Nebel hinein. War endlich das Ende gekommen für das Denkmal der Vorzeit, war es unterlegen im Kampfe mit den Elementen? Jedenfalls konstatierte der Postenkommandant, daß der Schütling unheilbar beschädigt war, und daß eine provisorische Flickarbeit den notwendigen Neubau nicht weiter hinausschieben dürfe. Das fremde Truppenkommando hatte also die Os-

manen aufzufordern, zunächst in ihrem eigenen Interesse, das heißt im Interesse des Verkehrs, dann aber auch um die Bewegungsfreiheit der Okkupationsarmee nicht zu stören, eine neue Brücke zu bauen. Das war keine leichte Aufgabe; denn der Grund verfiel sehr wenig bei den Türken, denen die Sorge für den Verkehr keine Kopfschmerzen zu machen pflegt — und der zweite noch weniger, da man es ihnen nicht verdenken konnte, wenn sie sich etwas harthörig zeigten, waren sie es doch nicht gewesen, die die österreichischen Truppen in diesen westentlegenen Winkel eingeladen hatten.

Darum wurde jetzt viel Tinte vergossen und Berge von Papiere verbraucht. Die türkische Regierung führte eine elegante Waffe in diesem Duell, sie wich zurück, um immer wieder mit einer neuen Ausflucht hervorzubrechen, während die nordische Macht mit ungefügiger Wucht wie der Stier auf den gewandten Lorero losbrach.

Aber endlich schien sich doch der Sieg auf die Seite des Stieres zu neigen. . . .

In der Hauptstadt der Provinz empfing der Mitessarif wieder einmal ein Schreiben, das von dem Neubau einer gewissen Brücke handelte. Es kam von einer höheren Instanz als das letztmal. Schon eine ganze Reihe von amtlichen Mitteilungen hatte man unter das „Minder“ gleiten lassen, an dem Platz unter dem Divan, wo man wichtige Papiere, die man nicht von heute auf morgen erledigen kann, und die noch nicht vergilbt oder verstaubt genug sind, aufzubewahren pflegt.

Der Bey Effendi hielt das Schreiben in der Hand, über dessen großen Bogen die feinen Fliegenfüße der Türkenschrift in schrägen Linien liefen. Er schob den Fes etwas zurück und rieb sich die Stirne. Er war ein corpulenter Herr mit fettem Gesicht, das nicht sehr ausdrucksfähig

war: ein Sanguiniker, der leicht in eine gereizte Stimmung geriet.

Es war schon eine Stunde nach dem Mittagsgebet. Eben war der Bey in das Bureau in bester Stimmung eingetreten. Lange wollte er ohnehin nicht bleiben. In der Provinz hat man das ja nicht nötig. In Stambul war es allerdings anders, als er unter dem Großvezirrat Said Paschas auf der hohen Pforte arbeitete. Da mußten alle ohne Ausnahme bis zum Abendgebet ansharren, als ob nicht der Wert der Arbeitszeit eines Beamten mit seiner Stellung wüchse. Im Interesse der Hierarchie mußte es doch hierin einen Unterschied geben. . . Und heute morgen war er so guter Laune gewesen. Sein Leberleiden und die fremden Konsuln hatten ihn schon seit langem in Ruhe gelassen. Wie kam das Kismet dazu, ihm den „Kess“ so zu verderben? Dieses Papier konnte man nicht so behandeln, wie die früheren Schreiben. Man mußte sich schon mit seinem Inhalte beschäftigen. Die Zentralbehörde in Stambul erklärte, daß man die österreichische Forderung ohne vieles Bögemüß erfüllen müsse. . . Das war ihm klar, etwas mußte geschehen.

Die „Neuzeit“ schienen dem Minister gut angesehen zu haben, daß er eine so energische Sprache führte. Er wollte ihnen absolut die Brücke bauen — mit türkischen Staatsgeldern sollte den ungebeten Gästen geholfen werden — mit Staatsgeldern, die man wahrhaftig besser verwenden könnte! Eben war ihm das schönste Tischstück in der Umgegend für einen lächerlich niedrigen Preis zum Kaufe angeboten worden. In seiner Privatkasse herrschte freilich eine große Ebbe. Aber was würde aus ihm werden, wenn er einen übertriebenen Respekt vor Staatsgeldern hätte. Man würde ihn doch nur auslachen, und ein anderer würde nehmen, was er aus schlecht angebrachter Ehrlichkeit verschmäht hätte. Aber die Kosten einer Brücke würden eine zu große Lücke in die Staatskasse reißen, als daß man sich noch selbst zu seinem Rechte verhelfen könnte! Er fühlte für die Staatskasse, als wäre es seine eigene. So kam es, daß der Mitessarif sich nicht gerade in einer Stimmung befand, in der man seine Mitmenschen an das Herz zu drücken pflegt.

Jetzt trat der Finanzdirektor, der Müdir, ein. Das war ein eben aus Salonich hierher versetzter, noch verhältnismäßig junger Herr von gefälligen Manieren. Er hatte sich dieselben in Pera angeeignet, wo er sich durch verschiedene „Sterne“ des Krystallpalastes hatte ruinieren lassen. Selbst eine gute Heirat hatte ihn nicht völlig aus der Verlegenheit befreit; aber sie hatte ihm seine jetzige Stellung verschafft, die ihm erlaubte, an der Quelle zu sitzen. Er fühlte sich in der Provinz nicht an seinem Plage. Was er sah, war durchaus nicht nach seinem Geschmack. Aber das System zwang sie alle in seinen Bann; es konnte sich keiner ihm entziehen. Der „Müdir“ grüßte seinen Vorgesetzten mit nachlässig eleganten Gebärden, die seine überlegene Kultur ausdrücken sollten. Der dicke Herr jedoch ließ sich dadurch keineswegs imponieren, sondern fuhr fort mit seinen verquollenen, blutunterlaufenen Augen, auf das Papier zu starren. „Etschek!“ stieß er hervor. Das heißt „Esel“. Der junge Herr zuckte leicht zusammen; denn er bezog infolge trauriger Gewohnheit diesen Tiernamen auf sich. In diesem Falle traf es aber nicht zu. Denn mit diesem Namen war der Minister selbst gemeint.

Jetzt hielt es der Müdir für angebracht, sich nach dem Befinden des Gestrengen zu erkundigen. „Ausgezeichnet, Effendi, Gott sei Dank! Aber dieses Papier hier, das erregt meine Galle von neuem. Diese Giaurs sind die reinen Blutsauger! Die Brücke müssen wir ihnen bauen, verlangt der Minister.“ — „Es gibt ein fränkisches Sprichwort, Erzellenz, wir sollen unseren Feinden goldene Brücken

bauen,“ meinte der Mat, dem es oft passierte, in unpassenden Momenten wichtig sein zu wollen. Er bemerkte gleich, daß er ungeschickt gewesen war. Der Kopf des Dicken wurde rot wie eine Pönie. Sie sollen mir lieber sagen, woher wir das viele Geld bekommen,“ schrieb er den feinen Herrn an, der leicht mit der Wimper zuckte. „Schlechte Witze machen, ist leicht! Oder soll ich Ihnen mit einem unserer guten alten türkischen Sprichwörter dienen?“

„Ueberweisen wir die Sache zunächst einer Kommission. Bis die mit ihren Beratungen fertig ist, wird schon Geld da sein, versetzte der Mat im gelassensten Tone von der Welt. „Jetzt wird es schwer halten! Das viele Geld, das wir in der letzten Woche nach Konstantinopel haben schicken müssen. . .“

„Hilft uns alles nicht!“ grollte die Erzellenz. „Der Minister besteht darauf. Schaffen wir uns die Sache möglichst bald vom Halse. Es gibt wichtigere Dinge zu tun. Aber den einen Wunsch hätte ich, den Befehl des Ministeriums auszuführen und zu gleicher Zeit den Franken einen Streich zu spielen.“

Der Müdir war in Gedanken versunken. Er schaute auf den Boden und wirbelte an der Spitze seines Schnurrbartes. Eine Idee flog in ihm auf. Ein alter Groll gegen die Oesterreicher wohnte in seinem Herzen. Er stammte noch aus der Zeit, als er in einem Stambuler Ministerium arbeitete. Damals war es ein österreichischer Offizier gewesen, der ihm das Herz seiner Geliebten abspenstig gemacht hatte. Das Wort „Herz“ ist nun allerdings mißbräuchlich angewandt — denn er war nie der glückliche Besitzer und Einwohner dieses Hohraumes gewesen, aber er hatte eine Zeitlang in dieser Mission gelebt. Es war seine große Passion gewesen. Die Ehefrau liebt man nicht in der Türkei mit der großen, tiefen Leidenschaft, mit der das in Europa hin und wieder noch vorkommt. Die Leidenschaft sucht man außerhalb der Ehe — und das hatte der Müdir seinerzeit getan. Aber er hatte davon nichts als eine große Enttäuschung gehabt, die er nicht verwinden konnte. Jetzt sah der Mann den Moment gekommen, wo er die erlittene Unbill von der Tafel seines Gedächtnisses, wo sie immer noch eingeschrieben stand, auslöschen könnte. „Erzellenz“, sagte er, „jeder Patriot mußte denselben Wunsch hegen wie Sie, den Feinden des Glaubens und des Vaterlandes die Erreichung ihrer Ziele nicht so leicht zu machen. Erlauben Sie, daß ich frage: Verlangt der Minister, daß wir die Brücke an ihrem alten Standort wieder aufbauen?“ „Nein, davon ist nicht die Rede! Aber das tut ja gar nichts zur Sache. . .“

„Doch, Erzellenz! Das tut sehr viel zur Sache. Bauen wir ihnen ruhig ihre Brücke, aber an einem anderen Platz, außerhalb des Reiches der österreichischen Kasernen. Sie müssen sich dann die Mühe nehmen, diese abzubauen und bei der neuen Brücke wieder aufzubauen.“

Er hielt inne und beobachtete die Wirkung seiner Worte. Die kleinen Augen der Erzellenz strahlten in boshaftem Feuer, er warf sich in sein Fauteuil zurück und drehte sich stumm eine Zigarette. Er war vor der Hand noch sprachlos vor Entzücken. Nach einigen Minuten beredten Schweigens sagte er mit Nachdruck: „Bey Effendi, ich bin stolz darauf, einen Mann mit solchem Ideenreichtum wie Sie, als Mitarbeiter zu haben.“ —

Der österreichische Kommandant war glücklich darüber, daß man endlich die Türken dazu gebracht hatte, die neue Brücke zu bauen. Er hatte seinen steinernen Schützling in das Herz geschlossen. Darum war es auch gar nicht verwunderlich, daß er die Nachricht von dem bevorstehenden Brückenbau seinen Kameraden mit einem so freudigen Gesichtsausdruck mitteilte, als wäre er plötzlich nach Wien oder Budapest

versetzt worden. „Nächste Woche schon wird man mit dem Bau beginnen. Man hat beiläufig 40—50 000 Pfund dafür ausgeworfen. Haben doch noch Geld, diese Türken!“

„Ehe ich die Brücke nicht fertig sehe, glaube ich nicht recht an die Geschichte,“ sagte der gallige Hauptmann, voll Entrüstung über den Optimismus des Majors. Und er erzählte von der Kunst der Türken, die Europäer mit Versprechungen hinzuhalten. Der sanguinische Major stimmte das Lob der Türken an. Er hatte Nießsche gelesen. Darum sprach er von Adelsmenschen, von türkischer Herrenmoral und von der Superiorität des orientalischen Menschen im allgemeinen über den Europäer. Während man sich rüstete, noch mehr von ihm zu hören und im innersten Herzen über seine Manie für Vorträge fluchte, erschien eine Ordonanz. Sie berichtete unter anderen Meldungen, daß im benachbarten Dorfe eine türkische Kommission eingetroffen sei, aus einem Ingenieur, mehreren Landmessern und Beamten bestehend. Der Major warf dem Hauptmann einen triumphierenden Blick zu. Er war im höchsten Grade zufrieden mit dem Kismet, das einem Vorgesetzten gegenüber dem Untergebenen in prompter Weise recht gab. Der Hauptmann lächelte ingrimmig vor sich hin, schnallte den Degen um und ging zu seiner Kompagnie. Seine Leute kannten ihn an jenem Tage fast nicht wieder, so guter Laune war er.

Der Traum des Majors war von kurzer Dauer. Am nächsten Morgen erhielt er die Meldung, daß die Türken eine gute Stunde stromabwärts ihre Aufnahmen machten, an einer Stelle, die durch eine Hügelgruppe aus dem Bereich der österreichischen Augen und Gewehre gerückt war. Er ließ sich sogleich sein Pferd vorsühren und ritt an die bezeichnete Stelle, wo die Türken ihn zwar sehr höflich aber mit einem schwer mißzuverstehenden Lächeln empfingen. Auf seine entrüsteten Fragen antworteten sie in sehr ruhiger Weise, daß sie beordert wären, an eben dieser Stelle die Vorarbeiten für den Brückenbau vorzunehmen. Sie täten nur was ihres Amtes wäre. Beschwerden hätte er an einer anderen Stelle vorzubringen. Sie gaben sich denn auch so eifrig ihrer Arbeit hin, daß sie von der Anwesenheit des Majors keine Notiz mehr nahmen.

Die österreichischen Kasernen standen nun ganz zwecklos an ihrem Plage. Sie waren aus „strategischen Gründen“ mit gewaltigen Kosten in diesem entlegenen Tale errichtet, um den hochwichtigen Flußübergang — hochwichtig nach der Ansicht des Generalstabes — zu beherrschen.

Jetzt konnte man sie auf Abbruch verkaufen. Proteste halfen in diesem Falle nicht, da das Recht der Türken unbestritten war, ihre Brücke zu bauen, wo sie nur immer wollten. Auf die Kasernements des fremden Militärs brauchten sie keine Rücksicht zu nehmen. Außerdem gaben sie sich die Mühe, mit technischen Gründen zu beweisen, daß zur Erleichterung des Verkehrs die Straße an dem Orte des projektierten Brückenbaues den Fluß zu kreuzen hatte. Der Major gebrauchte anders gewählte Ausdrücke, wenn er jetzt von den Türken sprach. Und der Hauptmann hörte ihm lächelnd zu. —

Der Bau der neuen Brücke sollte beginnen. Für die Legung des Grundsteins war der Mitessarif in Person erschienen. Die Baptes und Beamten waren schon von ihm mit einem Regen der gebräuchlichen, türkischen Schimpfwörter übergossen worden. Er schob seine aufgedunsene Korpuskel bis zu dem Plage hin, wo die Zeremonie stattfinden sollte. Die Imams sprachen ihre Gebete, während die Versammlung mit auf der Brust gekreuzten Händen und leicht gesenkten Köpfen da stand. Das neue Bauwerk war geweiht. Dann bewegte sich der Gewaltige mühsam zu seinem Wagen zurück, wo er an der Seite des Müdirs Platz nahm. (Schluß folgt.)

Von fremden Ufern.*

Sehnsucht, bist du's wieder,
Die vom lauten Tag
Nun zur Nacht hernieder
Lenkt den Flügelschlag?
Die vom Erdenballe
Auf zum Aether schwingt,
Wesenlos, doch alle
Wesenmächte zwingt?

Tief aus rätselvollen
Schöpfungsbornen quillt,
Was nun klangverschollen
Jede Brust erfüllt.
Darum hascht und hastet,
Was da lebt, nach Glück —
Aber niemals tastet
Sich ein Wunsch zurück . . .

Rastlos schweift zu fernen
Du, o Menschensohn,
Greift nach Sonn' und Sternen,
Pochst auf Götterlohn.
Doch ob dich umfunkeln
Sterne licht und hehr,
Irrst du stets im Dunkeln
Und die Hand bleibt leer . . .

Was sich dir entfaltet
All dein Leben lang,
Ist Natur, die waltet
Im Vollendungsdrang:
Gleich wie Saatenlegen
Schwillt zu Blüt' und Frucht,
Wie der Strom entgegen
Wälzt der Meeresbucht!

Alles Wähnen, Hoffen
Scheint doch nur ein Traum —
Nimmer ird'lichen Stoffen
Gibt das Ewige Raum!
Frucht, die reif und mürbe,
Taumelt bodenwärts —
Hat's, was es erwürbe,
Sinkt ins Grab das Herz . . .

Ernst Krzowski.

Ueber Christian Dietrich Grabbe, den genialen, aber höchst unglücklichen Dramatiker hat Dr. Artur Bloch eine ausgezeichnete Studie veröffentlicht, (bei R. G. Th. Schaeffer, Leipzig), worin er des Dichters „Stellung in der deutschen Literatur“ an der Hand neuer Materialien scharfsinnig prüft und die Irrtümer verschiedener Biographen richtig stellt. Interessant ist da auch eine Mitteilung über das Hungerelend, das Grabbe in Berlin durchzukosten hatte. Heinrich Laube berichtete einst, was er von einem Bekannten gehört haben will. Grabbe — sagt er dort — war völlig arm von Hause aus, und verschwiegte dies in einem wunderbar falschen Stolge. Das heißt: er sprach niemand an, wenn auch der alte, zerdrückte Gut, der abgeschabte Rod das nötige erzählten. Auch erschien er nur selten unter der Kompagnie (des Berliner Schriftstellervereins „Tunnel“) und war ihr Fremder. Eines Abends verließ er und jener Bekannte die literarische Gesellschaft sehr spät, sie schlendern durch die stillen Berliner Straßen, Grabbe ist aufgereggt und dichtet und räsoniert auf das Lebhafteste. Im Zuge der Rede tritt er mit ins Haus und Zimmer des Bekannten und schläft bei ihm. Am anderen Morgen läßt dieser Kaffee und Semmel bringen — Grabbe frühstückt mit bestem Appetit, aber schweigsam, dann steht er auf, reicht jenem die Hand und sagt mit tonloser Stimme: „Ich danke Ihnen, es war seit drei Tagen das erste, was ich wieder zu essen und zu trinken hatte.“ Damit geht er und jener hat ihn nicht wieder gesehen . . . Im „Herzog von Gotland“, in den „Hohenstaufen“, den „Hundert Tagen“, bemerkt Bloch, fand der Bekannte später seinen Frühstücksgeist wieder. Alle die wilden, grabenden Gedanken einer kümmerlichen Abgesondertheit sind dort leicht zu entdecken. — t. i.

Eine arabische Fabelsammlung. Einem Weisen, der in der Zeit vor Mohammed gelebt haben soll, dem Weisen Lokman, wird von den Arabern ihre Sammlung von Tierfabeln zugeschrieben. Ob mit den „Fabeln des weisen Lokman“ ein Schriftsteller dieses

Namens etwas zu tun gehabt hat, bleibe dahingestellt; jedenfalls mußte er in einer viel späteren Epoche als die vorislamische gelebt haben: so alt ist die arabische Fabelsammlung nicht, wenigstens in ihrem arabischen Gewande nicht. Das arabische Gewand ist aber bei den meisten dieser Fabeln nicht das ursprüngliche; vielmehr liegt der Sammlung des Lokman, ob nun dieser Weise oder wer sonst der Dichter ist, eine griechische Sammlung von sogenannten äsopischen Fabeln zugrunde. Indes sind die Fabeln des Lokman nicht einfach eine wörtliche Uebersetzung der griechischen, sondern eine freie Bearbeitung, die dem arabischen Geschmack und der orientalischen Welt angepaßt ist. Dadurch hat die arabische Fabelsammlung ein eigenes Interesse; auch ist eine Reihe von Fabeln neu hinzugefügt worden und jedenfalls lohnt es sich, auch die arabische Fassung einiger Fabeln kennen zu lernen, die uns in etwas anderer Gestalt bekannt sind. Unsere Fabel vom Hasen und der Schnecke trägt in der arabischen Sammlung die Ueberschrift: Die Schildkröte und der Hase. Eine Schildkröte und ein Hase forderten einander eines Tages zum Wettlaufe auf und wählten als Ziel einen Berg. Auf seine Leichtigkeit und die Schnelligkeit seiner Beine sich verlassend, hielt der Hase unterwegs an und schlief ein; die Schildkröte dagegen, welche die Schwerfälligkeit ihrer Bewegungen kannte, ging ohne Rast und Säumen und erreichte den Berg gerade in dem Augenblicke, als der Hase erwachte. Diese Fabel zeigt — so lautet die Moral des Lokman —, daß Geduld und Ausdauer mehr wert ist, als Schnelligkeit und Leichtigkeit. Die Lehre folgt jeder Lokmanschen Fabel. Die Fabel von der Frau und der Henne zeigt, „daß viele Leute ihr Kapital einbüßen, während sie ihre Zinsen vermehren wollen.“ Bei Lafontaine heißt die Moral dieser Fabel ohne ökonomische Kunstausdrücke: „Die Gähler verlieren alles, indem sie zuviel gewinnen will.“ Auch inhaltlich sieht die Lokmansche Fabel etwas anders aus als die Lafontaine'sche. Während bei dem französischen Fabeldichter die Goldener legende Henne geschlachtet wird, um ihren ganzen Vorrat auf einmal von sich zu geben, verfährt die Frau bei Lokman doch etwas umsichtiger. Sie kalkulierte: wenn ich meiner Henne täglich doppelt soviel Nahrung verabreichen werde, wie bisher, so wird sie täglich anstatt des einen silbernen Eis deren zwei legen. Die Henne wird also überfüttert, daß ihr der Leib platzt, und sie verendet. Sehr nett ist die Geschichte vom Menschen und dem Schwein. Ein Mann lud eines Tages auf ein Lafttier einen Hammel, eine Ziege und ein Schwein und begab sich nach der Stadt, um sie zu verkaufen. Der Hammel und die Ziege verhielten sich ruhig, das Schwein aber grunzte fürchterlich und zappelte fortwährend auf dem Rücken des Lafttieres. „Wohes Vieh“, sprach zu ihm der Mann, „warum verhalten sich der Hammel und die Ziege schweigsam und ruhig, während du dich ohne Unterlaß geräuschvoll und unruhig beträgst?“ „Herr“, antwortete das Schwein, „jeder tut, was ihm am besten dünkt. Ich weiß recht gut, daß man den Hammel wegen seiner Wolle und die Ziege ihrer Milch halber verlangt; aber ich unglückliches Tier, das weder Milch noch Wolle hat, ich werde unverzüglich ins Schlachthaus geschickt, sobald ich in der Stadt anlange.“ Die Lokmansche Moral auf diese hübsche Geschichte ist recht absonderlich; die Fabel soll nämlich beweisen, daß diejenigen, die sich verbrecherischer Handlungen schuldig fühlen, das Schicksal kennen, das ihrer im zukünftigen Leben harret. „Der Gärtner“ überschreibt sich eine Fabel, die bedeuten soll, daß die Sorgfalt einer Mutter mehr wert ist, als die einer Stiefmutter. Ein Gärtner begoß eines Tages seine Gemüsepflanzen. Da sagte jemand zu ihm: „Weshalb haben die wilden Pflanzen ein so schönes Aussehen, obwohl sie nicht gepflegt werden, während die Gartenpflanzen leicht dazu neigen, zu verwelken und abzustorben?“ „Deshalb, weil die wilden Pflanzen von ihrer Mutter genährt werden, die anderen aber von einer Stiefmutter.“ Daß man den von der Natur erhaltenen Charakter nicht verwischen könne, zeigt Lokman an einem Neger, der sich im Fluß badet; ein Mann sieht ihm zu und sagt zu dem Mohren: „Sieh nur zu, daß du das Wasser nicht schmutzig machst; du selbst aber wirst nie weiß werden.“ Die Fabel vom Löwen und dem Menschen lehrt, daß man nicht durch das Zeugnis seiner Freunde gerechtfertigt erscheine. Ein Löwe und ein Mensch reisten einmal zusammen und unterhielten sich über Stärke und Macht. Der Löwe rühmte seine Kraft und seinen unbezähmbaren Mut. Sein Begleiter aber sah an einer Mauer ein Bild angebracht, worauf ein Mensch einen Löwen erwürgte, und begann zu lachen. Da sprach der Löwe: „Wenn wir Löwen zu malen verständen, wie die Söhne Adams, so würde es nicht der Mensch sein, der einen Löwen erwürgt, wohl aber ein Löwe, der einen Menschen erwürgt.“ Gegen auf-

geblasene Wichtigkeit und leere Ruhmredigkeit richtet sich die Fabel von der Stechmücke und dem Stiere. Eine Stechmücke ließ sich auf dem Horn eines Stieres nieder und dachte, daß sie ihn schwer belaste. „Wenn ich dir zur Last falle“, sagte die Stechmücke, „so sag es mir offen, und ich werde fortfliegen und dich nicht belästigen.“ „O, wer du auch bist“, antwortete der Stier, „ich habe dein Kommen nicht gemerkt, so werde auch deines Fortgehens nicht gewahr werden.“ Schließlich noch die Lokmansche Fabel von dem Löwen und den beiden Hasen. Ein Löwe stürzte sich auf zwei Hasen. Aber sie standen zusammen und wehrten ihn mit vereinten Kräften durch ihre Härter ab. Da nahm der Löwe seine Zuflucht zur List, nahm den einen Hasen bei Seite und versprach ihm, ihn in Ruhe zu lassen, wenn er von seinem Genossen abgehe. Der Hasen ließ sich bereden. Sobald der Löwe aber die beiden von einander getrennt hatte, verschlang er sie nacheinander. Diese Fabel bedeutet, sagt der arabische Fabeldichter, daß zwei Städte, deren Einwohner es verstehen, im Einverständnis zu leben, die Anstrengungen der Feinde vereiteln; sobald aber Uneinigkeit sie trennt, gehen sie zusammen unter. a. v.

Präparierte Pflanzen. Das Bestreben, einen Ersatz für lebende Blumen und Pflanzen zu schaffen, hat in den letzten Jahren eine ganz neue Industrie entstehen lassen, jene, welche sich mit dem Präparieren von Blumen und Pflanzenteilen abgibt, und die binnen ganz kurzer Zeit aus kleinen Anfängen große Betriebe heranwachsen ließ, welche Hunderte von Arbeitern und Arbeiterinnen beschäftigen. Die ersten Versuche mit der Präparation wurden bei den sogenannten Palmenwedeln gemacht. Jetzt hat man das Verfahren auf alle möglichen Pflanzenteile ausgedehnt, so namentlich auf Palmen aller Art, dann werden Koniferenzweige (Tannen, Fichten usw.), Buchenzweige, Zierspargel, Wedelia, verschiedene Farne und anderes mehr präpariert.

Das Verfahren beruht in seinem Wesen darauf, daß den Pflanzenteilen die Säfte entzogen und durch eine hygroskopische Flüssigkeit ersetzt werden, dadurch bleibt den Pflanzenteilen eine natürliche Schmiegsamkeit eigen; durch einen entsprechenden Farbenanstrich oder durch ein Farnebad wird dann noch die natürliche Farbe ersetzt. Das Verfahren, das in seiner Ausführung in den verschiedenen Betrieben sehr variiert, ist so verbollkommnet worden, daß es oft schwer hält, die präparierten Pflanzenteile von wirklich lebenden zu unterscheiden. Die Bearbeitung ist in den wesentlichen Zügen die folgende. Das Material wird zunächst getrocknet. Die Palmenwedel, Gräser, Farne usw. werden, bereits getrocknet, aus dem Ausland eingeführt. Anderes wird in deutschen Gärtnereien gezogen, vieles wird auch in unseren Fluren und Wäldern gesammelt. Ist das Material dunkelfarbig und soll es nach dem Präparieren eine hellere Farbe zeigen, so wird es nach dem Trocknen zunächst gebleicht. Dies Bleichen erfolgt in eisernen oder steinernen Kästen oder Trögen durch eine zersetzende Flüssigkeit. Das gebleichte Material kommt sodann in andere Bottiche, die mit einer hygroskopischen Flüssigkeit gefüllt sind, wobei das Glycerin eine bedeutende Rolle spielt. Es folgt dann als drittes Bad die Weize, welche jene Farbe, meist grün, enthält, in welcher die fertigen Pflanzenteile erscheinen sollen. In den seltensten Fällen reicht jedoch diese Weize für die Farbgebung hin, da die Blätter für gewöhnlich noch fleckig sind, wenn sie die Weize verlassen. Es erfolgt deshalb noch ein Farbenanstrich und endlich kommt das Material in den Trockenraum, wo es bei intensiver Hitze bald „fertig“ wird. Die Zusammenfügung der einzelnen Wäder ist in den verschiedenen Betrieben eine unterschiedliche und wird zumeist als Geschäftsgeheimnis getreulich gehütet, denn von der Qualität dieser Wäder hängt der Erfolg ab.

Das präparierte Material kommt so, wie es den Trockenraum verläßt, in den Handel, um zu irgendwelchen Dekorationszwecken Verwendung zu finden oder in den Blumenhandlungen zu allerlei Windereien, namentlich Kränzen, verarbeitet zu werden. Aus den einzelnen Wätern werden auch Pflanzen zusammengestellt, die ihrem Zweck noch besser entsprechen würden, wenn die Zusammenfügung etwas weniger plump ausgeführt würde. Diese aus präparierten Wätern zusammengesetzten Pflanzen sollen nicht etwa die lebenden Pflanzen verdrängen, sondern diese vielmehr nur da ersetzen, wo die Verhältnisse den lebenden Pflanzen wenig günstig sind: in Restaurationsräumen, in Treppenhäusern, dunklen Saaldecken und Nischen. Von diesem Standpunkte aus will überhaupt das ganze präparierte Pflanzenmaterial betrachtet werden. — h. h.

Nachdruck des Inhalts verboten!

* Aus „Kaiser“. Gedichte von Ernst Krzowski. Berlin. Adolf Hoffmann. Preis 1 Mark.